struppige Hund, den er bereits ganz vergessen hatte, schnell mit in den Hausflur hineinschiebt. Er knipst das Licht an und sieht sich das Tier lange an, lächelnd, blickt ihn wie einen guten Freund an und sagt schließlich: „Na schön, dann komm mit!“

Eine halbe Stunde später sitzt Werner Schendell — der Kaffee dampft neben ihm auf dem Tisch — über seinen Akten. Zu seinen Füßen liegt der Hund. Von der Straße herauf klingt das Lachen und Schreien, das Knallen und Jubeln der Silvesternacht. Als dann mit elementarer Gewalt sich aus diesem Lärmen die Grußworte an das neue Jahr herauslösen, öffnet Werner Schendell das Fenster und blickt in die lebendige Nacht hinunter.

Laut ruft er: „Prosit Neujahr!“

„Prosit Neujahr!“ schallt es vielstimmig herauf.

Herzhaft bellt in diesem Augenblick hinter ihm der kleine, schwarze, struppige Hund.

„Jawohl, du auch, recht hast du“, und er nimmt den kleinen Kerl auf den Arm und sieht mit ihm eine Weile in den Trubel hinunter. Dann geht er wieder an seinen Schreibtisch zurück, setzt den Hund vorsichtig auf den Boden. Bevor er sich wieder über seine Akten beugt, sagt er zu dem Hunde: „Und übermorgen, da gehen wir beide zur Marga und fragen sie. Denn wenn wir jetzt Zulage erhalten ...“

Leise wedelt der Hund mit dem Schwanzstummel. Dann streckt er sich zu den Füßen seines neuen Herrn wohlig aus und legt seinen Fang über die Schuhe.

Es ist schon so — so umwebt das Schicksal den eifrig schreibenden Mann —, wer ein pflichttreuer Mensch ist, dem schickt der Himmel in schwerer Stunde einen Schutzengel. Solcher Schutzengel hat gar vielfache Gesichter. In diesem Falle hier ist er ein kleiner, schwarzer, struppiger Hund gewesen.

Die Kuckucksuhr

Kurzgeschichte von Hans Här

Ueber dem Schwarzwalddorf Schönewald, das auf kalter rarer Höhe, an der Wasserscheide von Donau und Rhein liegt, ruht die Feierlichkeit des Silvesterabends. Müde vom Warten und unruhvoll starrt Anna Ketterer durch das kleine, mit Eisblumen beschlagene Fenster hinaus in die Nacht. Der Wind bläst strenge Kälte heran, aber die weiten Tannenwälder und die Wege sind freundlich vom Mond erhellt. Darum begreift die Frau nicht, daß Anton, ihr Mann, sie so lange bangen läßt.

Wenn die steilen Höhenwege voll Schnee sind, weiß sie, daß sie warten muß. Dann bleibt ihr Mann im Tal zur Nacht, bis ihm eine freundlichere Stunde den Aufstieg erlaubt. Heute aber findet er einen glatten Weg — warum läßt er sie an diesem Abend allein? Er ging schon am dritten Weihnachtstag von ihr, um sich in Furtwangen mit seinen Zunftgenossen, den kunstfertigen Uhrmachern, zu beraten und in Freiburg Geschäfte zu erledigen.

Die blonde, hochgewachsene Frau lächelt trotz ihrer Besorgnis. Sie denkt daran, wie sie ihn vergeblich auszufragen versuchte, welcher Art diesmal seine wichtigen Geschäfte seien. Anton hat ihr nur ein verschmitztes Gesicht gezeigt und mit den Augen gezwinkert: „Zum Jahreswechsel wird es diesmal etwas Besonderes geben. Paß gut auf!“ Beim Abschied hat er noch lachend den Daumen am Zeigefinger gerieben und gemeint: „Vielleicht haben sie in der Stadt auch einen kleinen Batzen Geld für uns übrig. Behüt' dich Gott bis zum Silvesterabend!“

Nun wartet sie seit Stunden mit ihren kleinen Festgeschenken, dem reinen, wärmenden Kirschwasser und der frischgebackenen Brezel, auf den Mann, der so ganz anders ist als die jungen Leute des Dorfes. Er sinnt und schafft unaufhörlich, gönnt sich auch heute keine Ruhe; die anderen aber sind schon lange von ihren verstreuten Höfen zur Kirche herabgestiegen, um dort Abschied vom alten Jahr zu nehmen. Da haben sie wohl die Verlesung der Todesfälle, Geburten und Eheschließungen angehört, die sich in diesem Jahre 1730 in ihrer Gemeinde zugetragen, und dann auch bei feierlichem Orgelklang dem Himmel gedankt, daß er sie in so schwerer Zeit gesund erhielt. Da haben sie auch der Heimsuchungen gedacht, die seit über hundert Jahren das Land verheerten. Sie erinnerten sich alter Friedhöfe, die an den Dreißigjährigen Krieg und an spätere Seuchen gemahnen. Sie haben der jüngsten Einfälle der Franzosen gedacht und der Verheerung ihrer Felder, die ohnedies magere Ernte bescheren.

Aber nun kommt wieder ihre zähe Natur zur Geltung. Sie haben sich im Wirtshaus zu Trunk und Würfelspiel getroffen, bei dem allerlei Backwerk zu gewinnen ist. Manche von ihnen ziehen von Haus zu Haus und singen vor den Türen ein altes Neujahrslied. Dann lassen sie sich mit steinhart geräuchertem Speck oder gedörrtem Obst beschenken und ziehen weiter in die Nacht hinein, dem neuen Jahr entgegen, das die Glocken bald einläuten werden.

Anna Ketterer lächelt stolz: Ihr Anton ist aus festerem Holz geschnitzt. Er lebt nicht der Stunde, er sieht über den Tag hinaus. Als die Einkünfte im Hochschwarzwald magerer wurden, zog er nach Furtwangen und erlernte dort das Uhrmacherhandwerk. Später reiste er in die Schweiz und an den Bodensee und beobachtete überall die Neuerungen, die ihm im Berufe nützen konnten. Wie die berühmten Meister Dilger aus Furtwangen die Kunstuhren mit holzgeschnitzten Zifferblättern und schönem Schlagwerk schufen, gilt auch er als ein Künstler, der neue Uhren erfinnt.

Aber die Städte, die gutes Geld für derartige Arbeit geben, liegen weit ab, und der Lohn für solches Streben läßt oft lange auf sich warten. Darum ist auch diese Winterreise des jungen Uhrmachers keine reine Freude. Es ist ungewiß, ob er die verdiente Anerkennung finden wird.

Sie weiß, daß er sie seit Monaten aus seiner Werkstatt verbannte. Vor Weihnachten war er recht unwirsch; es schien, daß ihm ein neues Werk, das er schon zum Fest vollenden wollte, nicht schnell genug gelungen war. Aber er schwieg hartnäckig, bis er, wie Anna verspürte, einen spaten Erfolg erkämpft hatte. Da lachte er wieder wie früher. Dann brach er jäh zu seiner Reise auf ...

Nun aber läßt er sie warten, es ist schon eine Stunde vor Mitternacht. Sie ist auf einem der geschnitzten Stühle eingeschlafen und hat Beklemmendes von ihrem Anton geträumt, den sie in der Stadt zurückgehalten haben, weil er so kostbare Uhren fertigt.

Da streicht eine Hand über ihr Haar und eine vertraute Stimme grollt lachend: „Aber Anna, du willst in das neue Jahr hineinschlafen?“ Er reißt sie hoch, umarmt sie und tanzt gar einige Schritte mit ihr — „Oh, Anton!“ mahnt sie da, aber es klingt nicht sehr ernst. „Ich glaub', du hast zu tief ins Glas geschaut.“

„Was wäre dabei?“ Er schwenkt einen ledernen Beutel, in dem schwere Münzen klingen. „Schau, das hab' ich mitgebracht. Und zweihundert Uhren haben sie auch bestellt. Aber Kuckucksuhren müssen es sein. Sie verlangen alle die neue Uhr, die ich geschaffen und vor dir so lang versteckt hab'. Aber heute nacht sollst du sie sehen und hören!“

Anton Ketterer packt eine zierliche, bemalte Spieluhr aus und hängt sie an die Stubenwand. Anna staunt: „Eine Kuckucksuhr?“

Da zeigt er ihr ein kleines Türchen, das im oberen Teil des Zifferblattes ausgeschnitten ist, und sagt lachend: „Paß auf, gleich wirkt der Zauber!“

Als nun der Zeiger die Mitternachtsstunde weist und die Kirchenglocke das neue Jahr einläutet, öffnet sich plötzlich das Türchen, und heraus schießt ein geschnitzter Kuckuckskopf. Zwölfmal ruft der Waldvogel, dann verschwindet er jäh hinter dem Pförtchen. Anna erzittert leicht. Anton aber faßt sie bei der Hand: „So kündet er uns jede Stunde, und es wird die Uhr des Schwarzwaldes, wird unser Zeichen werden.“

Er führt sie zum Fenster und zeigt in die Nacht hinaus, auf die schneeigen Höhen ringsum: „Wer weiß, ob uns das eingegeben worden und [illegible]gen wäre, wenn hierzulande Milch und Honig flösse! Weil's hier karg und ärmlich ist, haben wir uns mühen müssen. Unser Fleiß ist gesegnet worden. Nun wollen wir auch das neue Jahr mit Freuden begrüßen.“

Da bringt ihm Anna ihre einfachen, guten Gaben. Sie lacht mit glühenden Wangen. Das ist ihre Freude über das kleine Wunder, das da an der Stubenwand hängt.

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 102 — 31. Dezember 1938 — 12. Jahrgang

Copyright 1938 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

10. Fortsetzung

„Ich habe sie versteigern lassen müssen“, sagte Editha.

„Schade, ich hätte lieber meine Barockkommoden versteigert, als diese wertvolle Bibliothek.“

„Kannten Sie denn seine Bibliothek?“

„Natürlich, die meisten Bücher stammten ja von mir! Wir schenkten uns immer Bücher. Ihnen schenkte er — Schmuck. In dieser Kiste hier, die ich noch nicht Zeit hatte, auszupacken, sind mehrere Bücher von ihm. Ich hätte mich nie von einem Buch getrennt! Ich hielt Detlev erst für einen Junggesellen, aber eines Tages begegneten Sie mir an seinem Arm auf der Treppe. Und ich erfuhr, daß er verheiratet sei mit einer sehr schönen Frau, die er liebte; aber er hatte scheinbar auch noch etwas anderes nötig als eine hübsch eingerichtete Wohnung, einen blumengeschmückten Tisch und eine gut angezogene Frau. Sie sehen mich groß und entsetzt an; aber ich soll Ihnen doch die Wahrheit sagen, sonst verstehen wir uns nicht ...“

„Ich verstehe Sie allerdings nicht“, sagte die empörte Editha.

„Das merke ich. Detlev hat mich verstanden. Ich war neulich an seinem Grabe und habe ihm gelbe Rosen hingelegt, die er so liebte.“

„Sie waren an seinem Grabe?“

„Ich habe mir das erlaubt. Es war ja niemand da. Es sah nicht gerade sehr gepflegt aus, das Grab. Es lagen keine Blumen darauf — und er liebte die Blumen so sehr.“

„Mein Mann? Aber der hat doch nie von Blumen gesprochen.“

„Das mag sein. Er verschenkte meist gelbe Rosen, diese, die innen rosa sind wie die Nüstern weißer Pferde. Von Pferden verstand er ja etwas. Er saß sehr gut zu Pferde. Sie übrigens auch.“

„Ich? Wo haben Sie mich denn reiten sehen?“

„Im Tiergarten, des Morgens. Ich kam einmal an Ihnen vorbei. Sie ritten mit zwei Herren. Sie sahen sehr gut aus, wie eine junge Rose, frisch und zart. Wer war noch der andere? Detlev sagte es mir nachher, ich hab' seinen Namen vergessen, Namen behalte ich nicht, Gesichter für ewig. Ich hab' auch Ihre Wohnung gekannt. Detlev hat mich einmal eingeladen zum Tee. Sie waren nicht da, verreist, glaube ich, zu Hause, bei Ihren Eltern.“

Editha war starr.

„Es war ein sehr netter Nachmittag, er zeigte mir seine Bibliothek und die schrecklichen Bilder, die jetzt in diesem roten Zimmer hängen. Er fragte, ob er sie behalten solle? Ich riet ihm ab, ich sagte, er solle sich doch nicht immer von hübschen Frauen hereinlegen lassen.“

„Die Bilder“, sagte Editha rasch, „hat er einem armen Maler abgenommen.“

„Ach, bewahre“, sagte die Meyer-Scholten. „Ein[illegible] jungen Frau nahm er sie ab, die in Verlegenheit war[illegible] war eine Bekanntschaft von früher, glaube ich. Er [illegible] etwas verpflichtet zu sein. Sie kam täglich in [illegible] Und er war ja immer viel zu gutmütig, wenn[illegible] die Frauen.“

„Das scheint“, sagte die empörte Editha, „ganz ausgegangen waren. Es wa[illegible] mit einem ganz feinen, spitzen [illegible]

„Die klügsten Männer sind [illegible] unterlegen“, fuhr die Meyer-Scholten [illegible] aufschnitt. „Bei Tr[illegible]

„Tränen konnte [illegible]

„Eben deshalb [illegible] die Bilder beza[illegible] gehangen hätt[illegible] manchmal war[illegible]

Der „gute [illegible] fremde Frau [illegible] seiner Klugh[illegible]

„Wie ho[illegible] diesem Zo[illegible] Amati.“

„W[illegible]

Einzelpreis 10 [illegible]

Die Millimeter-Höhe [illegible] mm. [illegible] 46 Millimeter-Breite [illegible] mehr als 6 Geschäftsanzeigen. [illegible] Preisliste 4 gültig. Die [illegible] Millimeter-Zeile. [illegible] Fernruf: Sammelnummer 7981. [illegible] und Kommerz- und [illegible]

100. Jahrgang

„Nun, die Vorgeschichte kenne ich nicht; aber eines Tages, als ich gerade im Büro war, brachte ein Geiger aus einer Tanzbar seine alte Geige an, die er einem Italiener abgekauft haben wollte, und Detlev sollte sie übernehmen…“

„Warum denn?“ rief Editha.

„Das weiß ich nicht, die Frau war dabei — seine frühere Sekretärin, glaube ich — jedenfalls kannten sie sich. Und die Frau hatte das Wort, der Mann stand dumm und stumm daneben, aber die Frau, so eine kohlschwarze, mit Augen wie Teetassen und sehr eigenartig, die reine Indianerin, fürchten konnte man sich die ging nicht eher, bis er dem Manne diese Geige abgenommen hatte.“

„Und dann?“ fragte Editha.

„Es war natürlich keine Amati — man hätte sie erst prüfen lassen müssen, aber Sie wissen ja, Detlev hatte so wenig Zeit.“

„Nun, wenn er Zeit hatte, in Museen und auf Maskenbälle zu gehen…“

„Das ist etwas anderes, gnädige Frau!“ sagte die Dichterin und schnitt die ausländische Marke von dem Brief. „Eine chinesische Marke, ich hebe sie auf für einen Freund, der Sammler ist. Was wollte ich noch sagen. Ach so, daß Detlev diesem Musikanten diese falsche Amati abnahm. Er hat sie ihm, glaube ich, sehr gut bezahlt.“

„Und woher sind Sie so unterrichtet?“ fragte Editha.

„Weil er es mir nachher erzählt hat und ich das Indianerpaar ja im Wartezimmer gesehen hatte. Ich hab' ihm gehörig den Kopf gewaschen, Ihrem Detlev. Er war in diesen Dingen harmlos, ein Genie in seinem Fach, aber geschäftlich ein Waisenknabe.“

„Weshalb sind Sie eigentlich mit meinem Manne, den Sie so bewundern, auseinander geraten?“ fragte Editha.

Die Meyer-Scholten hob die Schultern. „Du lieber Himmel. Haben Sie nie einen Freund gehabt?“

„Nie“, sagte Editha und wurde rot, denn sie dachte an ...ein.

„...un, darauf sind Sie wohl noch stolz“, sagte die ...und klebte die chinesische Marke fein säuberlich mit ...on auf ein weißes Blatt. „Sie betrachten die ...falsch, verehrte Frau, und diese Angelegenheit ...le viel zu tragisch. Was ist daran tragisch? Sie ...einmal ungewöhnlich, im Gegenteil: sie wiederholt täglich, stündlich, in jeder Minute.“ Sie schloß ...anischen Lackkasten, worin ihre Bleistifte lagen. ...ollen Sie eigentlich von mir? Was habe ich Ihnen ...? Ich habe Ihrem Manne einen sehr guten Prozeß ...aus gebracht, ich bin ihm nichts schuldig geblieben. ...sse mir nichts schenken, auch nicht von Freunden, ...gerade von denen nicht. Wenn ich mit Ihrem Manne ...ngen bin, hab' ich mir zum Beispiel immer mein ...lbst bezahlt. Ich halte darauf. Ich habe viele ...so etwas fange ich schon gar nicht an, das ist ...Grundsätze…“

„...Grundsätze?“ Edithas Augen blitzten.

„...hin ich fertig geworden, die hab' ich ...weil sie überflüssig geworden ...wie Sie sehen. Sie haben ...wahrscheinlich. Sie ...gemacht und hat ...finden getragen'.

„...ist verreist, er ...

„...en gemacht. ...schaffen, Sie ...) Reitpferde ...gefehlt, ...Stunden, ...ar nicht ...agen? ...Sie diese Briefe entdeckt haben? Sind Sie nun glücklicher, nachdem Sie sie gelesen haben? Ich glaube nicht. Man soll nie Briefe lesen, die für andere bestimmt sind, wenigstens nicht solche Briefe zwischen Mann und Frau. Sowas soll man respektieren. Das ist ein Gebiet für sich.“

„Die Briefe nehme ich ihm auch nicht übel“, sagte Editha. „Aber daß er auf Maskenbälle ging, hinter meinem Rücken…“

„Nun, wahrscheinlich hätten Sie es ihm doch nicht erlaubt. Und er tanzte doch so gern.“

„Detlev? Er hat Bälle gehaßt“, rief Editha. „Und von Bildern hat er nie etwas verstanden, sonst hätte er doch diese schrecklichen Akte nicht gekauft…“

„Aber das war doch wieder etwas anderes“, sagte die Dichterin. „Er hat mir das schönste Bild geschenkt, das ich besitze. Es ist ein Ostade.“

Editha schaute sich um.

„Es steht natürlich beim Spediteur“, sagte Frau Meyer-Scholten. „Ich schleppe es nicht mit.“

Editha war starr. Ein Bild! Detlev, der gar nichts von Gemälden verstand, der sie alle Ausstellungen allein besuchen ließ…

„Wo hat er nur die Zeit dazu hergenommen, mit Ihnen in Museen zu gehen?“ fragte Editha. „Wenn ich mit ihm ausgehen wollte, hatte er nie Zeit.“

„Es wird ihm vielleicht interessanter gewesen sein, mit einer anderen Frau die Museen zu besuchen, als mit der eigenen. Das ist immer so. Das ist so alt wie die Welt. Wenn es im Paradies Museen gegeben hätte, wäre der Adam sicher, während seine Eva zu Hause auf die Kinder aufpaßte und sich ein neues Gewand aus grünen Blättern machte, mit einer anderen Dame durch die grünen Haine spaziert. Das muß man nicht so tragisch nehmen. Und diese Briefe erst recht nicht. Detlev hat sehr nette Briefe geschrieben. Und weil er sie Ihnen nicht schreiben konnte, schrieb er sie an mich.“

„Und wie sind Sie denn auf diese Wohnung gekommen?“ fragte Editha.

„Durch eine Zitrone“, sagte die Dichterin. „In einem Gemüseladen wickelte man mir die Zitrone in eine Zeitung ein, und in dieser Zeitung stand ein Gedicht von mir. Da ich alle meine Gedichte aufhebe, hob ich auch die Zeitung auf und fand darin Ihre Anzeige. Ich suchte ein ruhiges Zimmer in gesunder Gegend, und ich fuhr hierher. Und als ich herkam, waren Sie nicht zu Hause, nur die Kockerell war da, und sie nagelte mich gleich fest.“

„Sie hat Ihnen aber doch Detlevs Bilder gezeigt?“

„Gewiß! Nachdem ich gemietet hatte. Ich bat sie darum. Und als ich wußte, bei wem ich war, wollte ich die Sache wieder rückgängig machen, aber sie sagte, das ginge nicht, gemietet sei gemietet, und bezahlt sei bezahlt. Ich wollte auch nicht länger nach Zimmern herumlaufen, und da es ja sowieso nicht für lange ist, zog ich ein. Im Frühjahr geh' ich wieder nach dem Süden. Und schließlich ist das andere verjährt. Ich hatte allerdings gehofft, daß Detlev meine Briefe verbrannt haben würde. Aber auf Männer ist in diesem Punkt ja nie Verlaß.“

Achtes Kapitel

Editha ging in den nächsten Tagen umher wie im Traum.

Ihr war, wie wenn uns eine Gottheit zerbricht und wir die Scherben betrachten…

Ich habe aus einem Menschen einen Gott gemacht. Ich habe ihn angebetet, verehrt, bewundert, geliebt… Ich war ihm nicht genug! dachte sie. Ich war zu „geradlinig“, zu einfach, ich habe ihn nicht in Atem gehalten, er brauchte etwas anderes…

Aber daß es diese Meyer-Scholten war — darüber kam sie nicht hinweg. Daß sie sich zwölf Jahre in Detlev getäuscht hatte und sie dieser Frau wegen einsam zu Hause gesessen hatte und er sie allein ins Theater geschickt hatte, mit Ottstein, seinem Freund. Vielleicht war der auch mit im Komplott! Jetzt wußte sie, warum Detlev so oft „dienstlich“ verreisen mußte und sie nie mitgenommen hatte. Für diese Frau hatte er Zeit gehabt zu Briefen, seiner eigenen Frau hatte er nur Depeschen geschickt.

Jetzt wußte sie, weshalb er immer so scharf auf seine Post war. Wenn jemand seine Post anrührte, geriet er außer sich.

Sie konnte seine Bilder nicht mehr ansehen… Er lächelte darauf. Sie nahm sie aus den Rahmen und tat sie in die Schublade. Dann stieg sie auf einen Stuhl und holte mit ihrem Regenschirm den langen Trauerflor herunter und warf ihn in den Papierkorb.

Nun hab' ich gar nichts mehr! dachte sie. Keine Bilder, keinen Detlev, keinen Trost…

In dieser Stimmung machte ihr der Krampf, der zwischen Frau Kockerell und Herrn Tschi um das Badezimmer entbrannte, keinen Eindruck mehr, noch die aufgeregten Telephonate der Frau Kortez wegen ihres nach Rumänien verschwundenen Mannes.

Es geschah ihr, daß sie eines Morgens in ihrem Kimono auf der Straße am Milchwagen erschien und erst durch die erstaunten Blicke der Mädchen auf ihre unpassende Toilette aufmerksam wurde.

Auch der Auszug ihrer anspruchsvollen Mieterin Fräulein König, der am zweiten Januar mit viel Gepolter vor sich ging, berührte sie nicht. Sie ging im Hause umher wie eine Nachtwandlerin. Sie hatte ihre breite, weiche Couch der sich ewig wegen ihres Lagers beklagenden Kockerell gegeben. Was lag ihr daran, da sie doch nicht schlafen konnte?

(Fortsetzung folgt)

„Der Silvesterhund“

Eine Geschichte von Walter Falkenau

Eine dichte Wolkendecke ruft den Abend besonders früh auf diesen letzten Tag des Jahres herab, und die Arbeitsräume in den Cyberwerken sind hell erleuchtet. Als der Abteilungsleiter Döring ungefähr eine Stunde vor Schluß einen seiner Räume betritt, beugen sich die Köpfe noch tiefer über die Akten, jagen die Hände noch schneller über die Tastaturen der Buchungsmaschinen. Mit raschen Schritten geht Döring die Reihe der Arbeitsplätze entlang und bleibt kurz vor Werner Schendell stehen.

„Bitte, kommen Sie mal zu mir 'rüber!“ sagt er knapp und geht mit den ihm eigenen, schnellen Schritten in sein anstoßendes Dienstzimmer hinein.

Werner Schendell hat seine Arbeit unterbrochen. Er starrt auf den Bogen vor seinen Augen, aber er schreibt nicht weiter. Er denkt nur noch: „Was kann er von mir wollen, ausgerechnet heute am Silvester?“

Die blonde Marga Krüger, die neben ihm sitzt, fragt ängstlich: „Was kann denn los sein?“

Er sieht sie an, und die stille Liebe in seinen Augen trägt einen Glanz von Traurigkeit: „Wetz nicht… ich habe nichts getan…“ Damit atmet er tief auf, erhebt sich und geht mit langsamen Schritten in das Dienstzimmer des Abteilungsleiters hinüber. Marga Krüger sieht ihm erregt nach.

Döring empfängt ihn sehr freundlich: „Also, mein lieber Schendell, ich schätze Sie als besonders zuverlässigen Arbeiter, und so etwas ist manchmal mit Unannehmlichkeiten verbunden, nämlich…“ Döring hebt bei diesen Worten ein Aktenbündel auf und schwingt es in der rechten Hand hin und her. „Ich habe hier eine ganz dringende Sache, die unbedingt bis morgen fertig sein muß, die ich morgen mittag in meiner Privatwohnung haben muß, weil sie der Generaldirektor nachmittags noch durchsehen will. Ich weiß: es ist ein dicker Strich durch das Silvesterprogramm, lieber Schendell, aber ich wüßte sonst keinen, dem ich diese Arbeit anvertrauen möchte.“

Werner Schendell meint, der Abteilungsleiter müsse es eigentlich hören, daß ihm in diesem Augenblick ein Stein vom Herzen heruntergepoltert. Er nickt strahlend, nimmt die gereichten Akten und verspricht, die erledigte Arbeit morgen mittag persönlich zu überbringen.

„Ich danke Ihnen, lieber Schendell“, sagt Döring freundlich, „und bei der nächsten Gehaltsaufbesserung verdienter Mitarbeiter werde ich Sie bestimmt nicht vergessen.“

Mit lachenden Augen betritt Schendell seinen Arbeitsraum. Marga Krügers Augen leuchten ihm entgegen, und Erwartung steht in denen der anderen. In seiner großen Freude bringt es Schendell nicht übers Herz zu schweigen, er erzählt mit lachenden Worten von diesem Sonderauftrag und von der in Aussicht gestellten Gehaltserhöhung. Eine so frohe Nachricht am Jahresende verpflichtet. Wie auf ein Kommando erheben sich die Stimmen ringsum, daß diese Kunde auf jeden Fall ein Grund sei, sich unmittelbar nach Geschäftsschluß im Lokal gegenüber zu treffen und auf Schendells Kosten ein Glas Bier zu trinken. Hierzu entschließen sich die vier in diesem Zimmer zusammenarbeitenden Herren, die Damen fordern für übermorgen eine Tasse Kaffee mit Kuchen. Werner Schendell erklärt sich in seiner glücklichen Stimmung gern bereit, diese Verpflichtungen auf sich zu nehmen.

Eine kleine Stunde später sitzen sie zu fünf in dem kleinen Lokal. Es herrscht schon Silvestervorstimmung. Natürlich folgt auf die Pflichtlage Schendells die freiwillige „Anteilnahme“ der anderen vier an Schendells Glück. Es wird urgemütlich. Der Wirt, der die Herren von den Cyberwerken als seine Gäste schätzt, beeilt sich, der Verpflichtung jedes Wirtes am Silvester nachzukommen. Er bringt auf blinkendem Nickeltablett in hochstieligen Gläsern eine Lage Liköre.

Werner Schendell ist das Trinken nicht gewöhnt. Die ausgelassene Fröhlichkeit der anderen steckt ihn an. Krampfhaft hält er seine Aktentasche unter den Arm geklemmt.

Er weiß es nicht, wie es gekommen ist, daß er nun plötzlich mutterseelenallein auf der Straße hingeht, auf einer Straße, die sich bereits mit jenen zu füllen beginnt, die ausziehen, um die Silvesternacht zu feiern. Es ist etwas dunkel in seinem Kopf, es schwingt, und von weither lächelt ihn eine selige Freude an. Kurz und gut: Werner Schendell hat sich in der Freude über seinen Erfolg einen Schwips angetrunken.

Er fühlt plötzlich, daß etwas um seine Füße herumschnüffelt. Erstaunt erblickt er einen kleinen, schwarzen, struppigen Hund. Das Tier sieht ihn fragend, bittend und hungrig an. Schendell sagt: „Geh zu Herrchen!“

Dann ermannt er sich in dem Bewußtsein, daß eine Tasse schwarzen Kaffees nun vortrefflich zu ihm passen würde, betritt ein Lokal und bestellt sich zum Kaffee sogleich ein kaltes Kotelett. Verwundert merkt er beim Essen dann, daß der kleine Hund wieder zu seinen Füßen sitzt. Er lächelt, immer noch sehr verträumt und benommen, zu dem Tier hinunter und gibt ihm den Knochen.

Innerlich beschwingt lauscht Schendell auf die immer höher gehenden Wogen der Silvesterstimmung. Sehr Voreilige schreien von der Straße bereits ihr „Prosit Neujahr“ herein. Feuerwerkskörper explodieren. Die Nachbartische begunnen sich zu vereinigen und zu verbrüdern. Die ersten Papierschlangen fliegen über die Köpfe. Werner Schendell lebt sich in eine glückliche Behaglichkeit hinein, und in diese Behaglichkeit hinein staunen zwei große, fragende Augen.

Richtig, der fremde Hund! Unbeweglich sitzt er zu den Füßen seines erwählten Herrn und starrt treuherzig zu ihm herauf. Mit einem merkwürdigen Fragen in den Augen. Menschen sehen so aus, die jemanden schweigend an etwas erinnern wollen.

Und Werner Schendell zuckt wie unter einem Schlage zusammen:

„Himmel! Der Döring!“

Wie ein Blitz durchzuckt ihn die Erinnerung. Fast gelähmt vor Schreck, blickt er sich um: dem Himmel sei Dank, die Aktentasche ist noch da! Er faßt sie mit zitternden Händen, bezahlt in Hast und stürmt in die Silvesternacht hinaus. Eine Viertelstunde später steht er vor seiner Wohnung. Er schließt auf, geht hinein und sieht, wie sich der kleine, schwarze,